

Johann Holzner, Innsbruck

Eigenständigkeit um den Preis der Einsamkeit: Über Wilhelm Szabo

Das uneingeschränkte Lob, das Ludwig von Ficker, der im Literatur- und Kulturbetrieb seiner Zeit höchst angesehene Herausgeber des „Brenner“, im Herbst 1950 über Wilhelm Szabo geäußert hat: „Ich halte Wilhelm Szabo für die stärkste lyrische Begabung, die bei uns in neuester Zeit hervorgetreten ist“, dieses Lob ist damals nicht nur einem privaten Zirkel zu Ohren gekommen, es findet sich vielmehr in Fickers Gutachten für die Verleihung des Österreichischen Staatspreises 1950. Und es ist dort auch (wenig verwunderlich, wenn man weiß, mit welcher Sorgfalt Ficker sich seine Urteile überlegt hat) wohl begründet: „Was die Schwermut dieses Dichters an Tiefe der Besinnung – auch der Sprachbesinnung – offenbart, hat das Gewicht großer Eigenständigkeit.“ Gleichwohl, Szabo hat den Staatspreis nicht erhalten; der vom Bundesministerium für Unterricht verliehene Große Österreichische Staatspreis geht, merkwürdig genug, 1950 an einen Freund des „Brenner“-Herausgebers, den Ficker allerdings in seinem ausführlichen, zahlreiche Namen aufführenden Gutachten mit keinem Wort erwähnt hat, an Josef Leitgeb. Ludwig von Ficker hat indessen, unbeirrt von all dem, an seinem Urteil festgehalten und sich auch in der Folgezeit hartnäckig für Szabo eingesetzt.

Hier sei zunächst nur dieses Faktum in Erinnerung gerufen, weil Fickers Engagement in einem denkwürdigen Kontrast steht zur späteren Rezeption des Werkes von Wilhelm Szabo: zu dessen nahezu gänzlichem Verschwinden aus dem deutschsprachigen Literaturbetrieb. Erst in jüngster Zeit haben Wendelin Schmidt-Dengler, Jörg Thunecke, Wolfgang Wiesmüller und Klaus Zeyringer wieder auf den Autor aufmerksam gemacht. Aber in einschlägigen Anthologien und Darstellungen der jüngeren deutschsprachigen Literatur fehlt das Werk Szabos, auch in der sehr umfassenden und nach wie vor empfehlenswerten „Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart“ von Wilfried Barner. Es ist also zu fragen, ob Fickers Urteil, mehr als ein halbes Jahrhundert später, nicht doch endlich revisionsbedürftig ist oder, anders herum, der 100. Geburtstag Szabos Anlass genug sein müsste, seine Gedichte wieder zu lesen und neu zu werten. Letzteres soll hier versucht werden – in mehreren Anläufen, die verschiedene, noch immer höchst interessante Aspekte der Lyrik Szabos zu Tage fördern sollten; namentlich, um noch einmal Ficker zu zitieren, seine „Eigenständigkeit“.

Szabo nämlich hält diese tatsächlich zeitlebens über alles. Eigenständigkeit, auch um den Preis der Einsamkeit, erscheint schon in einem seiner frühen Gedichte (aus dem Gedichtband „Im Dunkel der Dörfer“, 1940), in seiner „Erinnerung an eine Kammer“ als das höchste Gut.

Erinnerung an eine Kammer

Kein Spiegel zierte die Mauer.
Kein Kasten verschloß mein Gewand.
Draußen mähte der Bauer.
Draußen lag unwirsch das Land.

Nächtens, beim Glimmen der Kerze,
hielt ich zu wachen nicht ein,
ob auch die schreckhafte Schwärze
spähte zum Fenster herein.

Wälder rauschten. Es schlugen
die Uhren vergessene Zeit.
Durch alle Spalten und Fugen
sickerte Einsamkeit.

Armut, Ausgesetzt-Sein, Angst, alles, was in der Erinnerung des lyrischen Ich auftaucht, wird schon hier aus einer Perspektive nachgezeichnet, die keinen Zweifel aufkommen lässt darüber, dass das Draußen, eine Außenwelt, die „unwirsch“, schwarz auftritt, die Innenwelt des Ich nie hat gefangen nehmen können und ihr auch weiterhin nichts, beinahe nichts anzuhaben vermag. Sei es ein Einzelner, „der Bauer“, sei es eine Gemeinschaft, „das Land“, sei es auch eine gar nicht näher fassbare Bedrohung („die schreckhafte Schwärze“ kann für vieles als Metapher stehen), wer oder was auch immer das Ich bedrückt, es ausgrenzt oder einschnürt, das „Draußen“ kann ein Ich nicht weiter einschüchtern, das seinen Durst nach Zugehörigkeit selbst zu löschen weiß.

Dass Einsamkeit nichts anderes sei als ein Unglück, ein Nicht-Zugelassen-Sein, das erzählen zahllose Geschichten der Moderne. Eine der ergreifendsten aus dieser Reihe ist die folgende kurze Geschichte, die Günther Anders uns überliefert und unter einem kommentiert hat, in einem einzigen Satz:

Der barfüßige Junge, den ich, gleichaltriger Bürgerssohn, etwa 1910 vor dem Nobelrestaurant in Breslau beobachtete, und der, sich die Nase an der Glasscheibe plattdrückend, hineinzublicken versuchte, und den der Polizist mit der Frage: „was

hast du hier denn eigentlich verloren?“ fortschubste, und der fortstolpernd „Nichts!“ antwortete, der hatte in der Tat recht: denn er hatte deshalb nichts verloren, weil er zuvor nichts gehabt hatte, was er hätte verlieren können.

Der Junge, der in einem Nobelrestaurant nichts zu suchen und nichts zu verlieren bzw. verloren hat, dem alles verschlossen und fremd ist, was ihn lockt, der kann sich mit der Welt nicht identifizieren. Das junge Ich in Szabos „Erinnerung an eine Kammer“ dagegen will auch gar nicht dazugehören zu einer Welt, die kalt, unheimlich kalt wirkt und Eigenständigkeit, in welcher Form auch immer („Kein Kasten verschloß mein Gewand“), nicht gewährt. Dieser Welt sich anzuschließen, das hieße doch nichts anderes als: alles Eigene aufzugeben.

Gerade das aber ist Szabos Sache nie gewesen. Eine lange Reihe von Gedichten bestätigt eindrucksvoll, dass der Dichter solches Dazugehören immer als gefährlich, als lebensgefährlich angesehen hat.

Das betrifft die Identifikation mit der Region, mit dem Dorf, die im Gedicht „Dorfseele“ (aus: „Herz in der Kelter“, 1954) paradigmatisch thematisiert wird:

Dorfseele

Ach, meine Seele wird ein Dorf,
feindselig, heuchlerisch,
und kehrt betrunken täglich heim
nach Mitternacht vom Bauerntisch.

Verdammt das Amt, das mich hier hält
gefangen sieben Jahre lang!
Vergebens hoff' ich, daß der Wald zerfällt.
Vergebens wart' ich auf der Dörfer Untergang.

Zerstör das Haus, zerbrich den Gurt
der Haine und entwisch!
Denn deine Seele wird ein Dorf,
heimtückisch, prahlerisch.

Du suchst dein Bett und greifest Torf.
Schon graut der Tag. Schlaf ein, verlisch!
Ja, deine Seele wird ein Dorf,
verkommen, lügnerisch.

Mein Traum ist wirres Strauchgestrüpp,
mein Schlaf zerrissen und behext.
Denn meine Seele wird ein Dorf,
das Moor und Dorn verwächst.

Das betrifft nicht zuletzt aber auch die Identifikation mit jenem Strom der Literatur, der aus der traditionellen Heimatdichtung kommt und direkt einmündet in die von den Nationalsozialisten nach Kräften geförderte Blut- und Boden-Dichtung. Wenngleich Szabo immer und immer wieder an die Tradition der Heimat- und Naturlyrik anknüpft und seine Lyrik „nicht frei ist von konservativer Zivilisationskritik“ (Wolfgang Wiesmüller), wahrt er energisch Distanz zu jenen Dichtern, die sich dem „christlich-germanischen Schönheitsideal“ (Karl Kraus) angeschlossen und demnach, in Österreich, ins Fahrwasser der katholischen und zugleich der nationalsozialistischen Zivilisationskritik gestürzt haben.

Vor das in diesem Zusammenhang anschaulichste und wohl auch bitterste Zeugnis, vor das folgende Gedicht hat Szabo ein Zitat von Josef Weinheber gestellt:

Zerstört die Städte, eh sie euch
zerstören –
Gott hält Gericht!
Josef Weinheber

„Zerstört die Städte!“ – Betörung

„Zerstört die Städte!“ – Betörung
ließ es euch rufen empört,
ihr Dichter, in blinder Verschwörung.
Wohlan, euer Schrei ward erhört.

Lobredner des Urtums, dreiste,
Früchte trug euer Verrat.
Was ihr vollzagt längst im Geiste,
vollstreckt hat es grausig die Tat.

In Schutt liegen Dome, Paläste.
Ruin herrscht, wo Schlote geragt.
Kommt, seht unsrer Heime die Reste,
Verflucher der Städte, und klagt

nicht an nur die äußeren Frevel
und zieht euch der inneren Schuld,
die den Hagel von Pech rief und Schwefel,
und wimmert um Gnad' nicht und Huld!

Um das „Äußere“ abzuwehren und das „Innere“ zu bewahren, zieht sich Szabo von 1938 bis 1945 in die „Innere Emigration“ zurück. Aber er schreibt und veröffentlicht

Gedichte, die im Grunde unmissverständlich sind und (wie seine Frau Valerie Lorenz-Szabo viel später, in einem Manuskript über die „Innere Emigration“ mit Recht formuliert) einzig und allein als Darstellungen „der Bedrohung durch den Faschismus“ angemessen verstanden werden können.

Heuschreckenschwärme des Jahres 1338

Sie kamen ostwärts vor dem Abendrot gezogen
wie Säulen eines Heers, in schwarzen Wogen,
beschatteten das Feld und hingen,
dem aufgeschreckten Volk ein Greuel,
lang überm Land in finstern Knäuel,
ehvor sie auf die Saaten niedergingen.

Und um die neunte Stunde fielen sie in das Getreide,
das scheckig war von ihnen, brachen in die Weide,
belagerten den Klee und schwärmten in die Hecken.
Und wo sie in der Dämmerung zahllos niederschwirrten,
an jedem Rain, in allen Fluren klirrten
und knatterten die harten Flügeldecken.

Und in den Dörfern hob das Volk die Hände
zum Himmel auf und legte auf den Höhen Brände
und in die heimgesuchten Lüsse wallte es in langen Reihen.
Und Bauern mit Laternen tappten in den Halmen;
sie leierten Gebete oder sangen Psalmen
und unaufhörlich scholl das Flehn der Litaneien.

Sie aber hockten malmend bei dem Mahle
der jungen Ähren, und es blieben weithin kahle,
halmlose Strecken, wo in trägen
und dichten Schwaden saß das Ungeziefer.
Wo sonst die Sensen mähten, mahlten ihre Kiefer.
Die zarten Haferrispen füllten ihre Mägen.

Am Morgen ließen sie die starren Leiber von der Sonne wärmen,
eh' sie sich langsam ordneten zu neuen Schwärmen.
Erst als kein Tau mehr lag im harten Ginster,
hob lautlos sich der Wanderzug wie eine Wolke
und schwand vor dem entsetzten Volke,
und westwärts machte er den Himmel finster.

Die Naturmetaphern kollidieren derart hart mit lexikalischen Elementen, die mittelbar und auch direkt auf das Wortfeld „Krieg“ verweisen, dass Zweifel gar nicht sich entfalten können. Was das Erzählgedicht berichtet, in streng geordneten, jeweils sechszeiligen Strophen, ist auf eine exakt sechs Jahrhunderte später in Österreich eingetretene Katastrophe zu beziehen, auf die politische Katastrophe des Jahres 1938. Besetzer auf

der einen Seite, Entsetzte auf der anderen. 1338 wie 1938. Gegenüberstellungen dieser Art sind freilich von vornherein noch nicht sonderlich auffallende Unternehmungen. Was das Gedicht aus einer Reihe ähnlicher, auf den ersten Blick ähnlicher Gedichte zeitgenössischer Autorinnen und Autoren deutlich heraushebt, ist auch etwas anderes als die Methode des Vergleichs. Es ist der Blickpunkt, von dem aus Parallelen und Kontraste aufgedeckt und bewertet werden. Ein Blickpunkt nämlich, der die Verfolger in den düstersten Farben zeigt und trotzdem sich nicht einfach mit der Perspektive der Verfolgten mischt, sondern auch zu diesen Abstand hält; verrät sich doch, in der gesamten Klaviatur der Wörter, die das Verhalten der Entsetzten wiedergeben („tappten“, „leierten“, „sangen“ usw.), ein dumpfes Zusammenfallen von Hilflosigkeit und mangelnder Bereitschaft zu entschlossenem Widerstand und erst darin das wahre Ausmaß der „Bedrohung durch den Faschismus“ für den weiterhin nirgends dazugehörenden, ganz am Rand stehenden Beobachter.

Nach der Lektüre solcher Gedichte wird schlagartig verständlich, was Christine Busta meint, wenn sie (in einem Schreiben an Felix Braun vom 6. August 1950) sich dazu bekennt, dass sie Szabo „aufrichtig verehere ob seiner rauhen Wahrhaftigkeit u. großen Verhaltenheit“ (das Schreiben befindet sich im Wiener Stadt- und Landesarchiv); und klarer wird auch die reichlich verklausulierte Feststellung, mit der fast zur gleichen Zeit Ludwig von Ficker das hier bereits erwähnte Gutachten über Szabo abschließt:

„Die Art, wie er seine Wortwahrnehmung im Dunkeltönenden seiner Verse einer Lichtspur anvertraut, die alle Fremde, die in und über den Dingen liegt, in ein Gleichnis seiner eigenen Ausgesetztheit inmitten eines Heimatlichen verwandelt, das ihn fremd berührt und seiner Liebe wie ein Stachel ist: diese Rückbesinnung auf alles Wesentliche, was zum eigentlichen Beruf des Dichters gehört und seinen Rang bestimmt, hat augenblicklich, scheint mir, bei uns nicht ihresgleichen.“

Ficker hat, auch das ist hier schon angedeutet worden, neben Szabo eine Reihe weiterer Autorinnen und Autoren noch genannt, die aus seiner Sicht bereits 1950 einen Staatspreis redlich sich verdient hätten, unter anderem Ingeborg Bachmann, Christine Busta, Johann Gunert, Michael Guttenbrunner und Hans Lebert. Es wäre bestimmt aufschlussreich und könnte auf neue Facetten der Lyrik Szabos führen, wenn seine Gedichte, vor allem die Gedichte der ersten Nachkriegsphase, auch einmal in diesem Kontext gelesen würden und nicht nur vor der Folie der Gedichte Weinhebers oder

Joseph Georg Oberkoflers und im Verbund mit dem Gesamtwerk Theodor Kramers, obgleich gerade dieser Zusammenhang eminent wichtig ist.

Szabos Lyrik behauptet ihren Platz ohne weiteres auch in anderen Zusammenhängen. Eine der wenigen jüngeren Anthologien, die Szabo mitberücksichtigen, die Sammlung „Neue deutsche Erzählgedichte“ von Heinz Piontek, reiht Szabo nicht nur in die Kategorie der „Rollen“-Gedichte (dort geradezu eingekreist von Gedichten Kramers), sondern auch, unter der Rubrik „Könige und Hirten“, in einen Traditionsstrang, in dem, neben anderen, Gedichte von Bertolt Brecht, Peter Huchel, Georg Britting, Paul Celan, Christoph Meckel und Ilse Aichinger den Ton angeben. Das „Meier Helmbrecht“-Gedicht ist auch in dieser Nachbarschaft alles andere als ein Fremdkörper.

Meier Helmbrecht

Als Meier Helmbrecht nicht mehr sah
und keine rechte Hand mehr hatte, keinen linken Fuß,
ließ man ihn schrein vorm Tor und da
trat aus dem Haus der Vater und er bot ihm Hohn als Gruß.

In seinen Böden roch das Heu.
Im Stalle brüllte Vieh, die Kühe ruhten falb.
Er gab kein Brot. Er ließ den Sohn nicht kauern in die Streu.
Er schlachtete kein Kalb.

Verspottete den Krüppel, frug voll Hohn
ihn nach dem Drilch und den Getreidesäcken.
Er schlug das Hoftor zu vor dem verlornen Sohn
und ließ den Blinden stehn bei seinem Stecken.

Meier Helmbrecht, wo ist dein gelbes Haar?
Es hängt am Zaun wie Werg am Rocken.
Im Frühjahr bauen Meis' und Star
ihr Nest aus deinen Locken.

Die wilden Bauern geben dir den Rest.
Aus ihren Weilern kommen sie in Herden.
Sie stoßen dich zum Wald. Du siehst nicht das Geäst,
dran sie dich hängen werden.

In der mittelhochdeutschen Verserzählung „Helmbrecht“ von Wernher dem Gartenaere, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist - sie ist im Innviertel angesiedelt – wird die Geschichte eines geltungssüchtigen Bauernburschen nacherzählt, der alle Mahnungen des Vaters in den Wind schlägt, Ritter werden möchte und dabei

zum Räuber und Mörder wird. Er schert sich den Teufel um das vierte Gebot, er verstößt gegen die Ordnung der Familie und schließlich gegen die Ordnung der Gesellschaft, indem er den ihm zugewiesenen Stand verlässt und als Raubritter alle geltenden Fundamente umstößt; aber am Ende ereilt ihn die gerechte Strafe, die Augen werden ihm ausgestochen, man schlägt ihm die rechte Hand und den linken Fuß ab, und zuguterletzt wird er von Bauern, die er früher einmal gequält hat, aufgegriffen und gehängt. Soweit Wernher der Gartenaere, der ganz auf der Seite des Vaters des jungen Helmbrecht steht.

Völlig anders dagegen Szabo. Ihn interessiert auch nicht die Vorgeschichte, sondern ausschließlich das tragische Ende der Geschichte, ihn interessiert vor allem die Aktualität der Parabel vom verlorenen Sohn. Deshalb erzählt er lediglich die Schluss-Sequenzen der Geschichte (die Kenntnis des Vorgegangenen setzt er wohl voraus) und legt den Finger, statt auf das Fehlverhalten des Titelhelden, zunächst einmal, in den ersten Strophen, auf die Reaktionen des Vaters. Dass er sich nicht mehr auf dessen Seite schlägt, wird dabei sehr schnell evident.

Aber noch ganz anderes fällt auf. Während in den ersten drei Strophen das Präteritum dominiert, als Tempus des Erzählens, beherrscht die beiden Schlusstrophen das Präsens. Der Dichter selbst verstrickt sich ins Gespräch mit Helmbrecht, tritt also zu ihm und sieht von seinem Standort aus dem Treiben der Gerechten zu: „Die wilden Bauern geben dir den Rest.“ Und im Namen des Christentums bricht er den Stab über sie alle, die selbst sich Christen nennen – ein Plädoyer, die Geschichte, diese kleine wie die große Geschichte umzuschreiben. Abgefasst nicht etwa nach 1968, sondern schon Jahrzehnte früher. Das „Meier Helmbrecht“-Gedicht steht nämlich schon in der Sammlung „Im Dunkel der Dörfer“ (1940).

Es gibt keinen Vergleich, den Szabos Lyrik zu scheuen hätte. Am ehesten, möchte man meinen, allenfalls noch den mit der Poesie der Avantgarde. Doch auch zu dieser reichen Querverbindungen. Verstrebungen, die sowohl im Thematischen wie in der Form der Gedichte Szabos aufzuweisen wären.

Zum Beispiel in Szabos Miniaturgedicht „Laut ist die Helle“ – zauberhaft und irritierend. Vier Verse, vier Sätze, die einfacher kaum sein könnten und dennoch Befremdendes und Anheimelndes so stark durcheinanderschütteln, dass am Ende, bei

aller Ordnung im Gedicht, ein unlösbarer Knäuel von Gegensätzen vor den Betrachter rollt.

Laut ist die Helle

Laut ist die Helle.
 Der Dämmer naht leis.
 Das Dunkel rettet.
 Die Helle gibt preis.

Schon die Synästhesie der Titelzeile, in der das zu Hörende und das zu Sehende miteinander verschmelzen, sorgt für einige Verwirrung. Diese Verwirrung jedoch legt sich keineswegs, sie steigert sich vielmehr von Zeile zu Zeile, weil jede Wertung ausbleibt. Nicht einmal das eine wird klar, ob hier die Perspektive eines Kindes oder etwa die Perspektive eines von zahllosen Erfahrungen gezeichneten Menschen rekonstruiert ist, noch weniger wird deutlich, wie das, was offensichtlich ist, was vor sich geht, einzuschätzen wäre. Denn das Gedicht setzt bloß Assoziationen frei, die in die verschiedensten Richtungen auseinander laufen können. Aber es wehrt sich gegen jede Festlegung auf einen, einen einzigen Sinn, und so verlangt es danach wiedergelesen zu werden.

Ludwig von Ficker hat Szabo nie unter die Repräsentanten einer bestenfalls regional bedeutsamen Heimatdichtung gerechnet. Er hat den „Dorflehrer“ vielmehr wie selbstverständlich in die erste Reihe der österreichischen Literatur gestellt; in einem Schreiben an die Salzburger Landesregierung, im Herbst 1954, in eine Reihe mit Ingeborg Bachmann, Christine Busta, Gerhard Fritsch, Michael Guttenbrunner, Christine Lavant, Andreas Okopenko, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker. In Szabos Lyrik sei, so begründet Ficker seine Behauptung in diesem Brief, die „Bemühung um Einklang von Blick und Wort“, ein Zeichen seiner „Gewissenhaftigkeit“, besonders augenfällig. Und Ficker, Trakls berühmtester Verleger, fügt hinzu, Szabos Gedichte würden „seine Berücksichtigung bei Vergebung des Trakl-Preises wohl rechtfertigen.“

In Salzburg respektiert man 1954 noch Fickers Urteil. Szabo erhält den Trakl-Preis. – Dem Urteil Fickers aber ist gewiss, nach so vielen Jahren, inzwischen vieles anzuschließen; nur, revisionsbedürftig ist es noch immer nicht.

1. Primärliteratur

Wilhelm Szabo: Gedichte 1930 – 1980. Lob des Dunkels. St. Pölten-Wien 1981.

Neue deutsche Erzählgedichte. Gesammelt von Heinz Piontek. Frankfurt a.M.-Berlin-Wien 1983 (=Ullstein Buch Nr. 26088).

Günther Anders: Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur. München 1984.

2. Sekundärliteratur

Sigurd Paul Scheichl: Vergessene. Träger des Großen Österreichischen Staatspreises in den 50er Jahren. In: Literatur in Österreich von 1950 bis 1965. Walter Buchebner Tagung 1984. Mürzzuschlag o. J., S.75-91.

Joachim Bumke: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. München 1990.

Wolfgang Wiesmüller: Naturlyrische Traditionen in Österreich seit 1945. In: Einschließung und Abweisung der Tradition. Österreichische Lyrik 1945 – 1995. Zagreber Germanistische Beiträge, Beiheft 3 (1996), S.165-196.

Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1940 – 1967. Hrsg. von Martin Alber, Walter Methlagl, Anton Unterkircher, Franz Seyr, Ignaz Zangerle. Innsbruck 1996 (= Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 4; Brenner-Studien, Bd. 15).

© Johann Holzner, Institut für Germanistik, Universität Innsbruck 2003